

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Arbeitslose.

Von Viktor Rask.

Zwei Krähen sind meine Uhr. An jedem Morgen pünktlich mit dem Pfiff des Schnellzuges, der aus dem abschaulichen Hausen Berlin sich löst — pünktlich mit dem Pfiff, der, grauschwarzem Qualm entwischend, gepfeifelt schreitend ein Loch in den Himmel stößt — pünktlich wie Handlungsgehilfen ziehen sie ihre Straße entlang, immer denselben Weg. Sie haben ein festes Ziel die beiden, wissen den Zweck ihres Fluges. Sicher und ambeid fliegen sie. In mir wurmt Neid; ich habe kein Ziel, und dieser Mangel tötet schleichend wie Gift. Zwei Hände sind da, die arbeiten, zwei Beine, ein Rücken, die tragen möchten, ein Kopf, der zu denken verlangt, was nützlich wäre. Hier ist ein Mensch, der schaffen möchte; aber am Webstuhl ist kein Sitz für ihn frei.

Der Wald — ich wandre — Schweigt Unheil, Sorge und Angst. Gemimmel von Doppelgängern um mich. Alle wie ich; an jedes Mundwinkel hängt Ballast von Not. Sie geistert mit schattendem Finger an die Augen, wischt allen Mutwillen fort. Verfinnende Angst plüht in der Höhle unter den Brauen. Kränkelnde Blässe triecht aus dem Hungertrichter der Wange, und Frösteln schüttelt die Kiefer.

Wölfe schleichen um jeden, der noch seinen Sitz am Webstuhl hält. Neid spinnt Verderben: Oh, daß er elend würde, der dort noch arbeitet! Und jener spürt den hassenden Neid. Angst hekt ihn; die Hände zittern. Oh, daß er doch stürbe vor Angst, vornüber viele auf sein Gesicht wie „Großvaterle“, vom Blei der kapitalistischen Ordnung getroffen! Daß ihn der Webstuhl die Brust eindrückt! — Hinauf dann! Ein Sitz ist frei! Handgemenge im Kampf um Arbeit, um den Sitz am Webstuhl.

Die trodene Erdruste sandigen Wegs ist schneeprägt. Der Wannsee grau unter Nebel und Regen, schwarz aufgerissen vom feuchtkalten Wind, liegt still und schwer wie durchnäßtes Tuch über Beichen — zu Tränen verzweifelt grau. Ein Specht hämmert; die tierischen Stelzen auf morschen Ast eingesiennt so fest wie geschraubt. Das Köpfchen schwingt wie ein Hämmerchen unermüdlich und kräftig: taktaktaktakt — taktakt —, rhythmisch, zweckbewußt. Der weiß, was er tut, und will, was er tut. Er arbeitet bewußt — er arbeitet.

Wo ist ein Ast für mich, eine Schlinge, damit auch ich endlich einmal wisse und wolle, was ich tue. Hör auf, Specht, hör auf! Weh über mein amüßiges Dasein!

Melancholisches Elend zu meinen Füßen, Infel des Friedens, keine Bäume sind weniger stark, wie mir scheint, Rauch von heimischen Herden hängt Schleier in Wipfel. Ein Turm, weiß und schlank, ragt darüber hinaus, steht zweckbewußt, fest und sicher und unentbehrlich. Mein Neid und Leid rankt an ihm hoch. Sehnsücht leitet mich zu dir, du liebes Elend. Birgst du Frieden?

An einem Pfahl hängt eine Tafel, prokt breit wie die Brust eines Gendarmen, speret anmahnend den schmalen Pfad. Schon ehe sie mich anspricht, habe ich sie. „Privatbesitz! Dessenlichem Verkehr nicht zugänglich!“ Oh, daß ich meine Arme hinausschleudern könnte und meine Fäuste Steine wären! Privatbesitz, Privatbesitz! Erde, Wasser, Bäume, Natur, wie ich selbst, und Privatbesitz! Das bekommt ein Gesicht mit festen Wangen und fleischigem Sinn, ein Schlemmergaul, schmahende Lippen und schnüffelnde Nase und schamlos freche Augen; ein Mammonsgeicht, das Gesicht der verwilderten neuen Blutkratie.

Privatbesitz an Boden, Wasser, Natur, die allen gehören, die alle brauchen, die allen unentbehrlich sind zur Aufzucht und verahmender Lebenskraft, versiegenden Lebensmutes; Privatbesitz hieran —, Welch ein Staat, der solchen sanktioniert!

Ich komme aus der Hölle der Mietkajernen, wo Notzwang Menschen in Steinlastern schichtet wie Büchsenfleisch, Jugend auf Alter, Jugend auf Vaster, Gelunde auf Sieche und alle gegen alle kämpfen mit Tüden und Pfisten, bis Neid und Haß in der Seele schwären, Bosheit zur Flamme wird, im Jähzorn sich furchtbar entlädt. Proletarierhölle, wo Hunger verdorrt und Kälte steift. Heda, ihr Privatbesitzer hinter Fenstern, die Wärme durch Lüllbehänge anhaucht, ich sah Proletarier wie verschüchterte Hunde an der Straßenarbeiter Katsfeuer schleichen, um klamme Finger aufzutauen, sah Kinder und Frauen verarbeitete Hände demütig Wärme haschend vom Feuer der Asphaltkessel; — Wärmeamosen! — Ich so wie Goldsucher Kalkstücken aus Müllhaufen Klauverd.

Privatbesitzer ihr, ich sehe arbeitsfertig geschichtete Ziegel, Balken und Bretter, sehe Zement und Kalk vor Baugruben in euern Gärten neben euern herrlichen weiten Häusern, wer seid ihr, daß ihr euch nicht zu begnügen braucht mit euern Villen so groß und so prächtig wie Schlösser und jetzt, in der Zeit schlimmster Bauart, eure Schachtkammern vervielfältigen lassen könnt?

„Heda, Genosse, wer sind diese?“ Ein des Wegs kommender Arbeitsmann antwortet: „Generaldirektor der Erdöl- und Kohlenverwertungs-gesellschaft der eine, Bankier der andere, von der Sorte mehr.“

Ich sehe in Bergwerksschächten, dunklen Stollen Männer halbnackt arbeiten, zu Wachenende ihre Hände Lohn empfangen, sie schwächig und schlwargig reizlosen Wohnstätten zuschreiben, ihre Frauen und Kinder am Bahnhof im „Konsum“ sich drängen und spärliche Lohngelde kümmerlich schätzen. Schlagwetter höre ich trachen und Entsetzen durch Finsternisse jagen, Vorwandete schreibend sterben, verzweifelte Witwen, verwaiste Kinder weinen und angstvoll in unversorgte Zukunft segen. — Ich sehe gepreßte Fülle in Stadtbahnzügen, Menschen Leib an Leib gedrängt, ekelbekommen schwer atmen, sehe Menschenheiden aus Bahnhöfen quillen, das Bankenviertel dunkel bevölkern, sehe die Angestellten orbellen im nervenzermürbender Fron und sehe das beschäidene Ruheleben, das ihrer Arbeit Ertrag ermöglicht. Ich denke, wie spärlich all dieser Anteil am Wert ist, den ihre Arbeit vor allem doch schafft, indem ich die Insel durchwandere und den überströmenden Reichtum empfinde, der hier sich breitet.

Wier Bäurche schlendern mir entgegen. Haltet es meinem Hunger zugute, ihr Herren, der mein Gehirn müde macht und mein Gesicht schwächt, daß eure weinroten Köpfe mir als Sackunde auf euern fleischgefüllten Helzen erscheinen. Jedoch ihr redet:

„Ich bill' Sie — Die Großindustrie will den Dollar mit 25 000 stabilisieren; heute steht er auf 30 000. Die Lebensmittel sind aber noch nicht an 25 000 ran. Dabei kann ich doch nicht in die Spekulation hineinsteigen!“

Das also ist eure Seele, das eure Bestung, die den Privatbesitz schafft! So seid ihr! — Wie weich meine Fäuste, wie quallig weicht! Wie schaff meine Arme, und meine Beine zittern! Was kann ich tun? —

Schwäche marj mich auf feuchten Sand. Meine Haut sog Kälte, gegen die mein wenigtes Blut ohnmächtig war. Ich lag und ließ meinen Blick in den Himmel wachser, und lange dachte ich nichts und war unbewegt wie angeschwemmt herrlos Strandgut, wie ein Stück Holz, zerfallende Pflanze, stummer Zeuge des Untergangs. Nebel wollte mich zudecken. Aber es graute mir davor, so finstlos, ganz und gar zwecklos und unnütz wie weggeworfener Unrat zu vergehen. In einer Tat, gewaltiger Tat wünschte ich zu sterben. Ich hatte einen Nagel aus dem Holz jene Tafel herausziehen sehen. An diesen verrosteten Nagel will ich mich hängen, will über der breiter Gendarmenrust wie ein Orden baumeln und spät nachts in ihren Karossen heimkehrenden oder am Morgen ihre Bände spazierenführenden Villenbesitzern Bewußtseinsfurchen sein. Vielleicht liest einer von ihnen: „Privatbesitz! Dessenlichem Verkehr nicht zugänglich!“ als Motto zu meinem Roman. — — —

Der Himmel ist wie ein Meer. Silbrige Balkenwellen spielen allgernd über den Strand nachtblauer Tafeln, auf denen die Sterne wie Blumen blühen. Ich sitze zwischen ihnen und bade meine Seele im Glanz des Mondes. Ich preiße ein Liebchen zum Harfen des Windes. O, herrliche Einsamkeit! Ich blicke hinab auf die Erde und sehe den Leichnam eines Erhängten. Ich leume ihr nicht, denn ich fuhr in Charons Nachen über die Gewässer der Unterwelt und hab aus dem Lethe Vergessen des Erdenlebens getrunken.

Wie der Mensch beim Einschlafen und beim Erwachen einige Augenblicke hindurch irre redet und irre denkt, so auch die Völker. Der Mobergeruch des früheren Zustandes der Willkür verbreitet sich in die neu erwärmte Atmosphäre und alter Haß, lange verhaltener Groll und grausam verhöhnende Schadenfreude machen den Aufstieg des lösslichen Geschenkes der Freiheit zum Fluch. B. R. n. e.

Mensch und Maschine.

Von Willy Möbus.

Es gibt Menschen, die stolz sind auf die kulturelle Entwicklung, die sie gleichsetzen mit der Höhe der technischen Leistungsfähigkeit. Sie sehen innerlich die weite Strecke, die das Erdengeschlecht auf dem Wege zur Kultur durchwandert hat und halten alle Opfer für etwas Selbstverständliches, über das zu reden sich nicht lohnt. Sie sehen in der Maschine den großen Helfer der Menschheit, der sie lösen soll aus der Sklavenarbeit und jede technische Neuerung erscheint ihnen als ein weiterer Schritt zu dem idealen Ziel, das ihnen vorschwebt: die Befreiung der Menschheit von übermäßiger körperlicher Arbeit und die dadurch bedingte Freiheit zur geistigen Entwicklung und damit erst zum wahren Menschentum und zu wirklicher Kultur.

Wenig kleine Fortschritte reichten sich aneinander, ehe von einer grundlegenden Umgestaltung in technischer Hinsicht, von einer neuen Epoche gesprochen werden konnte. Niemand kann sagen, wann auf der Erde ein vernunftbegabtes Wesen zum ersten Male einen Stein bewußt und nicht instinktiv als Werkzeug benutzte und ihn dann durch Verbindung mit einem Stiel zum Hammer oder zur Art gestaltete. Kein Forscher vermochte bisher festzustellen, wer den genialen Gedanken hatte, unter den Schlitten das Rad zu setzen und so die gleitende in die rollende Reibung umzuformen.

Im Reime finden wir in allen Werkzeugen vergangener Geschlechter die Elemente, aus denen unsere Maschinen zusammengesetzt sind. Zunächst war das Werkzeug Waffe. Gleichsam eine Verlängerung der natürlichen Glieder. Körperliche Kraft, durch Übung erlangte Geschicklichkeit bis zur automatischen, d. h. geistlosen Anwendung der Werkzeugwaffe machte den Menschen zum größten Mörder auf der Erde. Und noch heute wirkt sich das in der Weise aus, daß bisher bedeutende technische Erfindungen erst dann vom Staat gefördert wurden, wenn sie sich irgendwie für militärische Zwecke, also zum organisierten Massenmord verwenden ließen. Unterseeboot, Kraftwagen, Luftfahrzeuge, um nur einige der neuesten technischen Errungenschaften zu nennen, wurden von den Staaten nicht im Hinblick auf ihre kulturelle Mission, sondern mit Rücksicht auf den ihnen zugewiesenen barbarischen Zweck gepflegt. Die kulturelle Seite der Erfindung mochte sich nebenher auswirken.

Der Mensch wurde durch das Werkzeug zum Herren der Erde, soweit sich diese Herrschaft auf andere Lebewesen erstreckte. Viel länger aber blieb er den Naturkräften untertan. Die handwerkliche Technik vergangener Jahrhunderte, die auf Übung beruhte und deren Kenntnisse vom Vater auf den Sohn übertragen wurden, vermochte zwar manches gute Werk zu erzeugen, aber das sichere Erkennen naturwissenschaftlicher Zusammenhänge fehlte ihr. Der Mensch pochte auf seine Geschicklichkeit. Seiner beschränkten Erkenntnis wegen fühlte er sich als unbestrittener Herr.

Dann kam jenes große und fürchtbare Erwachen, als die ersten eisernen Sklaven, die Feuermaschinen, wie man die Dampfmaschinen zunächst nannte, ihre Schwungräder drehen und die früher mühsam von Menschen oder Tieren betriebenen Pumpen und Förderwerke in den Bergwerken bewegten, als zahlreiche Werkzeugmaschinen von ihnen mechanischen Antrieb erhielten. Ein Sturm der Empörung und Wut durchbrauste die Welt der Arbeit. Die Schaffenden, Gesellen noch mehr als Meister, sahen in ihr den Feind, der ihnen das Recht auf Arbeit raubte. Jede neue Maschine, die den Erfinder beglückte, weil er sie in den Dienst der Menschheit stellen wollte, wurde und mußte von der Arbeiterschaft jener Zeit feindselig betrachtet werden, denn sie brachte nicht Befreiung von mühsamer Arbeit, sondern sie degradierete umgekehrt zunächst den Menschen zu ihrem Sklaven. Sie schrieb ihm das Tempo der Arbeit vor, die so einfache Handgriffe in millionenfacher Wiederholung forderte, daß Frauen und Kinder sie ausführen konnten. Jahrhunderte alte Handwerkskunst schien vernichtet. Tausende und aber Tausende wurden ihrer Selbstständigkeit beraubt und mußten froh sein, wenn sie in häßlichen Fabriken schaffen durften. Nur einigen wenigen brachte die Maschine zunächst private Vorteile. Der Ruin der übrigen aber war das Hauptmerkmal, das zur Empörung reizte oder zum Untergang führen mußte. Die von Menschenhand geschaffene Maschine, die ihre Befehle in sich trug, in geregelter Arbeit wirkte und von Del und Kohle lebte, wurde zum Ausdruck einer höchsten Geschicklichkeit, wie sie sonst nur durch langjährige Übung erworben werden konnte. Eine Revolution von weittragender Bedeutung hatte begonnen.

Allmählich aber stellten sich die Menschen auf die Maschine ein. Maschinenarbeit, zunächst noch unvollkommen, wurde immer mehr zum Zeichen einer guten Durchschnittsleistung. In langsamer, aber steter Folge eroberte die Maschine eine Tätigkeit nach der anderen, und war sie es, die zuerst die Menschen von ihren Arbeitsplätzen vertrieb, die industrielle Reservearmee unendlich vermehrte und sich den Menschen unterjochte, so machte sie in ihrem weiteren Eroberungszug doch vieles wieder gut. Der Mensch war trotz aller Fortschritte, ja trotzdem das Streben darauf hinauslief, ihn zu ersetzen, dennoch nicht zu entbehren. Je mehr Geist bei der Konstruktion der immer komplizierter werdenden Kraft- und Werkzeugmaschinen angewendet werden mußte, um so mehr Geist strahlte die Maschine zurück. Eine intelligente Technik forderte intelligente Menschen in jeder Beziehung. Der Einrichter, der eine Gruppe von automatisch arbeitenden Werkzeugmaschinen unter sich hat, arbeitet bewußt verstandesmäßig. Er fühlt sich nicht mehr als Sklave, sondern als Herr der Maschine. Hier ist der Anfang zu einer Umgestaltung des früheren Verhältnisses zwischen Mensch und Maschine. Der Arbeiter, der an der Herstellung all dieser neuzeitlichen Ma-

schinen beteiligt ist, arbeitet ebenfalls bewußt verstandesmäßig. Trotz der Teilarbeit, zu der er gezwungen ist und die ihn hindert, allein ein ganzes Werk zu schaffen, ist die Fabrikation heute viel mehr als früher von einer hochgesteigerten Qualitätsleistung abhängig. Der gelehrte, besser der denkende Arbeiter ist mehr denn je unentbehrlich geworden. Man erkennt den Kreislauf, die Wechselwirkung des Geschlechts: Der Mensch als Herr des Werkzeugs — die Maschine als Herr des Menschen —, der Mensch als Herr über die Maschine.

Durch die massenhafte maschinelle Erzeugung von Gütern aller Art wurde, trotz mancher Krisen, die das Wirtschaftsleben erschütterten, doch wieder so zahlreiche Bedürfnisse geweckt, daß die Maschine nicht mehr als Ursache der Arbeitslosigkeit erschien, sondern im Gegenteil die Entstehung von Großbetrieben mit ihren ungeheuren Arbeiterheeren begünstigte. Gerade durch die Maschine ist erst die Grundlage zur Verkürzung der Arbeitszeit geschaffen worden, und es ist lediglich der auf den Gewinn eingestellten Wirtschaftspol der Unternehmertums zuzuschreiben, wenn sich die Wohlthaten der Maschine hier noch nicht in dem möglichen Maße ausgewirkt haben.

Und wieder bereiten sich neue Umwandlungen vor. Die Menschen, die gelernt haben, Muskelkräfte durch mechanische Kräfte, durch Dampf, Gas und Elektrizität zu ersetzen, werden es auch lernen, jene Kräfte der Materie zu nutzen, deren Größe wir erst ahnen können, an deren Erforschung hervorragende Gelehrte mit Ausdauer und Hingebung arbeiten: Sene Kräfte, auf die die Menschheit durch Entdeckung der radioaktiven Substanzen aufmerksam geworden ist.

Die Flechte als Philosoph.

Von R. S. Francé München.

Ich habe eine Entdeckung gemacht, durch die ich zum reichen Mann geworden bin. Das ist die Zeitparalyse.

Jeden Tag arbeite ich eine oder anderthalb Stunden länger und jeden Mittwoch, an dem ich die Arbeitsstunden eines ganzen Tages zusammengespart habe, gehe ich hinaus in den Wald oder auf einen Berg und setze mich dem Verbauch aus, der Faulste der Faulen zu sein. Denn da gehe ich nichtstuerisch umher oder liege stundenlang und schaue nach dem dunklen Zug der Wolken und Gedanken, höre auf die vielen feinen Stimmen, die da sprechen, freue mich an dem Lied der Lebensfreude und lese so auf meine Art in dem Buch der Natur. Das treibe ich seit zwanzig Jahren; aber das Buch ist so groß, daß ich kaum erst einige Kapitel kenne.

Und diese Genüsse sind so kostbar, daß sie mir auch nicht der reichste Mann der Welt abkaufen könnte. Also bin ich reicher denn er und fühle mich auch danach.

Viele Lieblinge habe ich da in den stillen Stunden des Mittwochs, der schon längst eine Art heiliger Tag für mich geworden ist.

Da sind die stummen Falter der sonnigen Mittagsstunde in der Waldeslichtung und der summende Cher der Fliegen. Da ist die Kleinwelt der Moose und der ganze Tiergarten der glänzenden rubin- und smaragdschimmernden Wesen, der darin umherrennt oder bedächtig auf den Blättern herumsteigt. Ich liebe das Lichterspiel der vielen gleichenden Kristalle und Erdkröchen, die schimmernden Burgen und weiten Länder der Wolken, das sanfte Träumen ferner besonner Bergeshäupter und blaustüftiger Wälder. Aber mein besonderer Liebling ist immer wieder die mißfarbene Schar der Flechten.

Sie haben etwas Rührendes für mich, diese bescheidenen, armseligen Dinger, verstrickt in eine engste West von vielen Sorgen, deren Gefahren sie durch die wunderbarsten Anpassungen zu begegnen wissen.

Wie eine Schar wunderlicher Waldgnomen hocken sie beisammen, die aschgrauen Keimtierflechten und die höchst zierlichen Bäumchen der Becherflechten, die so froh aus korallenroten Köpfchen dem Licht entgegenragen. Unentzifferte Buchstaben malt die Schriftflechte auf die graue glatte Rinde der Buchen; phantastische Landarten sind gezeichnet auf den Steinen, und die orange-bleichen kleinen Schüsselflechten der gemeinsten von ihnen sind aufgestellt auf jeder Baumrinde, neben dem zierlichen Geäst der Strauchflechten. Je näher man hinschaut, desto romantischer und schöner ist das alles. Wie erst, wenn man es im Vergrößerungsglas erblickt, das sonderbare Märchen von der schönen Algenfrau, die vom bösen Pilzdrachen eingesperrt und gehütet wird.

Unverständlich, unenträtselt, allen menschlichen Vorstellungen weit entriekt, durch das Wort Symbiose nur zugebedt, nicht aber erklärt, ist das Geheimnis, wie aus zweien wieder eins werden kann.

Dämmern da nicht Möglichkeiten neuer Weltwerdung, in dieser Geschichte von der Algenzelle, die nur im Wasser leben kann und es dennoch mit einem unerhörten Wagemut versucht, dem Wasser zu entfliehen? Man entleide das alles nur den Begriffen und Kunstwörtern der Fachwissenschaft, um zu entdecken, wie das ganze große Weltgeheimnis verknotet und zusammengeballt in dem ist, was man Anpassung nennt!

Verucht es doch einmal, das Menschenleben zu beurteilen von einem Dasein aus, das so abläuft wie das einer Flechte, und ich sage euch, als andere werdet ihr zurückgehen ins Menschenleben.

Feindselig ist alles, wenn die Flechte zum Leben kommt. Mit Gleichgültigkeit geht jedes Ding in seinem Kreise; die Sonne senkt, dorrender Wind weht, kein Plätzchen, das nicht jemandem gehörte oder nicht versucht wäre vom Leben. Noch nie ward ein ärmeres Bettelkind geboren als die Alge, die über dem Wasser zum Leben

kam, nie ein armseligere Schelm als der Pilzaden, der es wagte, ans Licht zu kriechen.

Menschen haben es leicht dagegen. Eine Mutter umgibt ihre ersten Schritte; Gemeinschaft der Menschen als Gemeinde, Vormund, Staat nimmt sich ihrer an, füttert sie, kleidet sie, läßt sie lernen, gibt ihnen Rechte und erhellt ihr Dasein mit dem Licht sozialer Fürsorge.

Nichts von dem in der starren Gefeslichkeit reinen Naturlebens. Und doch entleimt dem Gefühllosen ein Geschehen, wie es Treue, Freundschaft und liebende Hingabe auf Erden nicht anders verwirklichen. Man braucht nicht diese großen Worte in den Mund zu nehmen. Man kann auch gar nicht wissen, was im Innern vorgeht; man sieht nur Tat und Wirkung, und in ihnen schlummert doch das große Geheimnis des Welt.

Ein glasheller Pilzaden umwächst die runde, in Trockenheit verdorrte Algenzelle und umpinnt sie so, daß sie vor Fährnis geschützt ist. Von fernher pumpt er Wasser und teilt ihr davon mit. Sie aber, sichtlich erquickt, beginnt sich zu vermehren und findet ihr Genügen. So gut geht es ihr, daß sie noch abgibt an den Pilz, Abfallstoffe, ein wenig Stickstoff, von denen er sich nährt.

Sind das trasse Egoisten? Es scheint so, denn jeder ist nur auf sich bedacht. Oder ist das eine Ueberwindung der Selbstsucht durch die Selbstsucht, denn die Vernüpfung der egoistischen Interessen ist so gehandhabt, daß man nichts als sich zu wollen braucht, um dem anderen zu nützen.

Das ist des Weltenseins tiefstes Rätsel. Ein Schauer weht über den Rücken. Zu Gespenstern verflüchtigt sich der greifbare Alltag mit seinem hausbackenen Verstand in dem Augenblick, in dem man die Größe dieses Gedankens zum erstenmal wirklich erlebt und im Innersten erfährt hat.

Man merkt hoffentlich, wohin ich ziele. In der Anpassung steckt auch Ethik ohne einen Moralisten. Das Gute, das Hilfsreiche, die Selbstlosigkeit, die schönste Form von Liebe verwirklicht sich, auch ohne daß man es will.

Man kritisiere und deutle, man zweifle und lächle soviel man will, man kommt darüber nicht hinweg, daß:

Alge und Pilz nicht das Gute wollen, überhaupt frei von ethischen Erwägungen sind, daß aber durch ihre Symbiose beiden geholfen wird. Daß sie auch tatsächlich so innig zusammenhalten, daß man jahrhundertlang ihren Freundschaftsbund, ihren Helotismus, ihre Symbiose, ihre Ehe oder wie man das Verhältnis sonst noch benennen mag, gar nicht merkte und die zwei Pflanzen für eine hielt.

Tatsache ist, daß sie sich gemeinsam fortpflanzen, Tatsache, daß nicht nur sie, sondern alle „vielzelligen“ Wesen für eine Einheit gehalten werden, während sie nur eine prachtvoll zusammenwirkende Vielheit sind: der Baum mit seinem Wurzelpilz, die zwei Generationen der Pflanze, die ineinandergeschachtelt, durcheinander leben, die Zellen, die wohl die Abstömmlinge eines gemeinsamen Elternpaares, doch wieder die innigste Bermählung eines Mannes mit einer Frau darstellen und dazu miteinander in eine wechselseitige Anpassung und Hilfeleistung treten, deren Ideal der Satz ist: einer für alle, alle für einen.

Ueberhaupt Bermählung. Auf einmal hat man Augen dafür und ahnt, mit heiß gewordenem Herzen, was das ist.

Eine Neuorganisation ist's, ein Contrat social. Zunächst von zweien getroffen, die sich zur höchsten Einigkeit verpflichten, welche nur denkbar ist. Sie vermischen sich, bis zu dem Punkte, da keiner mehr sagen kann, was ist mein und was ist dein. Und dann beginnt dieser gemeiname Körper zu sprossen und sich zu entfalten, und es entsteht das Kind, in dem ganze Geschlechterketten wieder austauschen und eine Symbiose von Ahnenreihen, die auf einmal das Problem der Flechte aus neue aufrüllt.

Ich wünsche allen einen Mittwoch von der stillen und glücklichen Art wie die meinen sind, um auszuendenken, was hier zuerst erblickt wurde: das leibhaftige Mysterium der Gütlichkeit, das da so einfach gelteket ist in die rührende unbeholfene Form eines kleinen Flechtenrasens zwischen den schwellenden Waldmoosen — — —

Wie der „Erdgeist“ auf die Bühne kam.

Eine Wedekind-Erinnerung von Carl Heine.

In diesen Tagen hat Wedekinds „Erdgeist“ sein 25jähriges Bühnenjubiläum begangen. Das hat den bekannten Berliner Oberregisseur Dr. Carl Heine veranlaßt, die folgenden interessanten Erinnerungen an die seltsame Aufführung des „Erdgeist“, bei der er die Regie geführt hat, zu veröffentlichen.

Im Jahre 1895 hatten einige Literaturfreunde in Leipzig eine literarische Gesellschaft gegründet, die entgegen jeder Erfahrung schnell in Blüte gekommen war und deren Leistungen, die lokalen Grenzen überschreitend, von überall her mit Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Zu den Vortragsabenden stellten sich gern die schon Berühmten und die noch Ringenden als Mitwirkende ein, und die Abendtafel, die sich an diese Vorträge angeschlossen, sah in der Regel eine ebenso merkwürdige wie anregende Kunde um sich versammelt.

Von dem jungen Ruhm bekamen natürlich die Gründer der Gesellschaft, zu denen auch ich gehörte, manche Früchte zu schmecken. Und so kam es, daß der Ruf dieser Gesellschaft mich auch nach Berlin begleitete, wohin ich zu einer Sitzung gefahren war, die die Vereinigung aller jener Gründungen anstrebte, die der freien Bühne in Berlin ihr Entstehen, direkt oder indirekt verdankten. Unter den vielen, die mir an jenem Tage als dem Vertreter der Leipziger literarischen Gesellschaft vorgestellt wurden, befand sich

auch ein junger, höchst lebenswürdiger, bescheidener, ja schüchtern Jungling, der etwa den Eindruck eines Referendars machte. Es war Frank Wedekind. Ich wußte, daß er ein Buch „Frühlings Erwachen“ und einige satirisch-burleske Pantomime veröffentlicht hatte; aber er erzählte mir von einem Drama, einer burlesken Tragödie oder Tragikomödie, die der „Erdgeist“ hieß und deren Manuskript er mir mitgab.

Unsere literarische Gesellschaft besaß auch ein Theater, das Aufmerksamkeit erregt hatte. Wir hatten ein eigenes Ensemble, das zunächst auf den Naturalismus eingestellt war. Hauptmanns „Biberpelz“, der in Berlin abgelehnt war, wurde in Leipzig so enthusiastisch aufgenommen, daß Berlin kein Urteil rendierte. Halbe, Hartleben, Beyerlein, Fialschien, Dehmel hatten Erfolge zu verzeichnen, die ihnen in ihrer Weiterentwicklung halfen, Ibsen und Strindberg waren besonders sorgfältig gepflegt worden, Schnitzler hatte mit seinem „Anatol“ die Bühnentafel erhalten. Aber wir suchten zugleich neue Wege, die vom Naturalismus fort, ja ihm zuwiderliefen. So hatte eine Aufführung von Maeterlinks „L'Intruse“ Aufsehen erregt, weil mit ihr der belgische Mystiker und Symbolist die Feuertaupe erhalten hatte, die ihm bisher in Belgien, Frankreich und Deutschland vorenthalten war.

Nun stellte Wedekind uns vor eine neue Aufgabe, mit neuem Versuch neue Ziele zu finden. Aber der „Erdgeist“ schien uns doch noch zu gewagt, wir zogen es vor, in der großen Halle des Alberttheaters die groteske Pantomime „Die Kaiserin von Neufundland“ zu geben. In Schura Michailenko, einer ganz jungen entzückenden russischen Tänzerin, hatten wir schon eine glänzende Vertreterin der Hauptrolle gewonnen, aber der Komponist ließ uns im Stich; wir mußten deshalb unseren Pian aufgeben, und so bekannnten wir uns doch nach manchem Diskutieren dazu, den „Erdgeist“ zur Aufführung zu bringen.

Die Bedenken waren allerdings damit noch lange nicht beseitigt. Das erste richtete sich gegen den Dialog, der in seiner Pathetik den naturalistisch geschulten Darstellern fremd sein mußte. Es hieß also, einen neuen Darstellungsstil für diesen neuen Dramenstil zu finden. Da schien mir nur ein Weg gangbar: der Autor mußte Schrittmacher werden. Deshalb bewog ich Wedekind, die Rolle des Dr. Schön zu übernehmen. Wedekind, der ja in Paris gelebt hatte, war bisher französischer Schauspieler gewesen, kein Aufstreten in Leipzig bedeutete demgemäß sein Debüt auf einer deutschen Bühne. Wedekind war ein glänzender Sprecher, Pointen wußte er geschliffener als der routinierteste Schauspieler zu bringen. Aber an körperlicher Ausbildung fehlte es völlig. Auch hier fand sich ein Ausweg. In treuer Kopie des Pariser Modells, nach dem der Dr. Schön gezeichnet war, mußte Wedekind hinken. Und dieses Hinken war es, das uns rettete. Wedekinds Mangel an Bewegungsfreiheit sllüchtete in dieses Hinken und ward zum bewunderten Vorzug.

Noch eine Vorkehrung mußte getroffen werden. In der Furcht, das Publikum, das im Naturalismus erzogen war, durch die Buntartigkeit des Wedekindstiles zu erschrecken, bat ich Wedekind, die Zuschauer durch einen Prolog vorzubereiten. Er ging auf meine Bitte ein. Auf zwei aneinander geklebte Theaterzettel der literarischen Gesellschaft schrieb er im Kaffeehaus jenen berühmten Prolog, jenes satirische Meisterwerk, in dem er dem Naturalismus und den anderen -ismussen der Zeit den Fehdehandschuh zuwirft. In der Maske des Zirkusdirektors erklärt er, den wohlgesitteten Haustieren, die im behaglichen Geplär „an blaffer Pflanzentrost ihr Mütchen kühlen“, das „wahre Tier, das wilde, schöne Tier“ entgegenstellen zu wollen.

Der Prolog tat seine Schuldigkeit, das Publikum war auf das Kommende vorbereitet und sllüchte sich in die Ungeheuerlichkeiten ein, die ihm der „Erdgeist“ vorführte.

Natürlich haben wir im ersten Anlauf nicht alle Probleme lösen können, die Wedekinds Drama den Darstellern bietet. Die elementare Wucht dieser Tragödie, in der jede Szene ein Würfel um Tod und Leben bedeutet, wurde von den zynisch-satirischen Partien zuweilen allzu sehr aufgelockert. Aber trotzdem trug das Publikum den Eindruck mit sich fort, Stunden innerlichen Eindrucks erlebt und die Bekanntheit eines Geistes gemacht zu haben, der die Züge des Dichters einer kommenden Zeit trägt.

Vorfrühling.

Von E. Scheunpflug.

Immer in dieser Zeit des beginnenden Frühlings begegne ich dem alten Mann. „Wie jung?“ frage ich ihn lächelnd in sein altes Gesicht hinein. „Siebenundachtzig diesmal“, sagt er und seufzt, „siebenundachtzig!“ Ein paar Minuten sprechen wir von der Not des Winters und ich sehe, daß sie die Furchen dieses alten Gesichtes noch vertieft hat. Wir machen einen kleinen Frühlingsspaziergang und die Sonne goldet über dem ersten hauchfeinen grünen Schimmer, der schon über den Sträuchern liegt. Wir gehen auf und nieder. Die Erde ist aufgebrochen und duftend und bereit, aufs neue Frucht zu tragen. — Warm und voll Liebe ist die Luft. Ich sehe ein Lächeln wie ein süßes Geheimnis in den alten Augen stehen, eifrig winkt sie mir zu nach einer sonnbeschienenen Stelle hin. Ich erpähe mich als vertrocknetes Laub, aber der Stod des Alten räumt es beiseite und wir sehen das Wunder des Frühlings, das erste duftende Weichen. Die zitternde Hand pflückt es und reicht es mir dar. Wir lächeln, und meine Seele sagt: „Wie schön bist du, lieber alter Mensch. Wie schön bist du, kleine duftende Blüte.“

Orientierung im Raume. Seit einiger Zeit ist es bekannt, daß unser Ohr nicht nur der Wahrnehmung von Tönen dient, sondern es spielt bei der Orientierung im Raume eine wichtige Rolle. Im Innern der sogenannten Bogengänge befindet sich eine Flüssigkeit, die einen gewissen Druck auf die anliegenden Sinneszellen ausübt. Bei einer Bewegung bleibt diese Flüssigkeit auf Grund des Trägheitsgesetzes zunächst etwas zurück und schnellt dann gewissermaßen vor. Diese Bewegungen der Flüssigkeit üben auf die Sinneszellen einen Reiz aus, der zum Gehörn weitergeleitet wird und uns ein Bild von unserer Lage im Raume gibt. Das Schwindelgefühl, welches bei schnellem Drehen entsteht, hängt mit diesen Flüssigkeitsbewegungen zusammen. Interessant ist es, daß die Taubstummen, die keine normal ausgebildeten Bogengänge besitzen, auch kein Schwindelgefühl kennen. Nahezu die Hälfte aller Taubstummen befindet sich in dieser Lage. Während der Radfahrer beim Durchfahren von Kurven sich instinktiv nach innen neigt und bei geschlossenen Augen deutlich das Gefühl hat, senkrecht zu stehen, fehlt dieses Gefühl bei jenen Taubstummen vollkommen. Auf einem Karussell z. B. sehen sie sich senkrecht, und wenn man sie schief setzt, so haben sie auch deutlich das Gefühl des Schiefstehens, wenn sie die Augen schließen, eine Erscheinung, die der normale Mensch nicht kennt.

Kulturgeschichte

Vom Spielzeug der kleinen Pharaos. Bei den jüngsten Ausgrabungen eines Pharaonengrabes sind auch, wie sonst bereits öfters, Spielsachen gefunden worden, und sie zeigen, wie sich die Weltgeschichte im Kinderspiel spiegelt. Als König Schematon die alten Götter stürzte und seinen neuen Gott heraufführte, da änderten sich auch die Spielzeuge, die man den ägyptischen Kindern in die Hand gab. Die gelehrte Geschichtsschreiberin des antiken Spielzeuges, Mrs. F. Neoll Jackson, erzählt in einem Londoner Blatt Interessantes aus dieser Frühzeit des Spielzeuges. Die Körper der Puppen sind flach und sorgfältig mit Symbolen bemalt. Die bunten Farben gefielen wahrscheinlich den kleinen Besitzern sehr viel besser als die religiöse Bedeutung der Zeichen. Auf einer solchen Puppe findet sich auch schon die naturgetreue Zeichnung eines Schweines, also 3000 Jahre vor unserem „Glückschwein“. Besonderer Wert legte man bei den altägyptischen Puppen auf die Frisur. Die kleinen Puppendamms mußten ganz dieselben tierischen Perioden und großen Haarausbauten haben, die die Schönen am Hofe der Pharaonen trugen. Auch Schmucksachen durften nicht fehlen. Im übrigen aber wich man bei den Puppen, die in den Gräbern gefunden wurden und die zweifellos mit den Lieblingen der Kinderstube übereinstimmen, von der Natürlichkeit ab. Der Körper endet meist in einem fesselartigen Handgriff, der anstatt der Beine dient und der leicht zu handhaben war. Die Kinder trugen auf diese Weise die Puppen mit sich. Die Maße wechseln zwischen 10 und 15 Zentimeter. Die erste Puppe, die nicht mehr aus Ton oder einem anderen starren Material besteht, ist ägyptisch-römischen Ursprungs und stammt aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Die Gesichtszüge sind auf Leinen geätzt. Das Haar ist auf primitive Form durch Fäden hergestellt, ein Arm fehlt, und ein rotwollenes Band, das mit dieser Stoffpuppe geschnitten wurde, darf als das erste bekannte Beispiel einer richtigen Puppenkleidung gelten. Aus derselben Zeit stammen die Überreste einer Leinwandpuppe, die mit Papyrus ausgestopft war und von der nur noch Arme und Rumpf übrig sind. Außer den Puppen finden sich in ägyptischen Gräbern hauptsächlich Kugeln als Kinderspielzeug. Es sind meistens kleine, leuchtend bunte Kugeln, die zweifellos von den kleinen Pharaonenkindern zu demselben Zweck benutzt wurden, zu dem heute unsere Kinder ihre Murmeln brauchen. Es gibt auch blau und grau glasierte Kugeln, die die Größe von Tennisbällen haben, und ein mit Papyrus ausgestopfter Lederball ist ebenso in einzelnen Teilen genäht wie unsere Tennisbälle. Mechanische Spielsachen waren den alten Ägyptern ebenfalls nicht fremd. Im Museum von Leiden wird eine männliche Puppe aufbewahrt, deren Glieder an Armen und Beinen beweglich sind, und die mit Hilfe von Fäden dazu gebracht werden kann, das Brot auf einem Tisch vor ihr zu kneten. In derselben Weise bewegt ein 8 Zoll langer Löwe seine Rinnbaden in höchst natürlicher Weise zu einem possierlichen Zuspinnen.

Naturwissenschaft

Das Märchen von der Farbenpracht der Korallenriffe. Die landläufigen Schilderungen über die Korallenriffe sind nach den vielfachen Erfahrungen, die Professor Plate in Ceylon, Westindien usw. sammeln konnte, stark übertrieben. Ein Korallenriff macht durchwegs nicht den Eindruck eines großen Blumenbeetes, dessen Schönheit keine Feder und sein Pinsel wiedergeben kann. Die Korallenart, die auf allen Riffen überwiegt, hat meist eine schmutzig graugelbe Farbe. Dazwischen stehen wohl rosarote, dunkelrote und grünlige andere Arten, aber der Gesamteindruck wird dadurch nicht geändert. Als Plate den arabischen Fischern ein buntes Bild von den Korallenriffen zeigte, lachten sie und meinten, das müsse wohl anderswo gemalt sein. Erst wenn man dicht an die verschiedenen Süde herantritt, kann man manche hübschen Farbengegensätze beobachten. Aber die kleinen Polypen sind vielfach am Tage eingezogen, und selbst in

ausgestrecktem Zustande gewähren sie keine auffallende Farbenpracht. Der Gesamteindruck ist ein Durcheinander von matten gelblichen, braunen, grünligen und grauen Farbentönen. Daher fallen manche außerordentlich bunte Fische auf diesem Hintergrunde um so mehr auf, wenn sie einmal in größeren Mengen aufsteigen.

Vom Vogelzug. Eine Unmenge von Hypothesen beschäftigt sich mit den Fragen, wie es dem Vogel möglich ist, seinen Weg in ferne Länder zu finden. Dabei wird offenbar seit langer Zeit dieselbe Zugfrage innegehalten; auffallend ist, daß Jungvögel vielfach ohne die Führung alter Vögel ihre erste Winterreise antreten. Nachdem jetzt durch systematische Beobachtungen und Verfolgung der Vögel die tatsächlichen Zugbahnen einigermaßen festgestellt sind, kann man mit mehr Sicherheit an die Beantwortung der Frage nach dem „Warum?“ dieser Bahnen gehen. Eine der neuesten Anschauungen ist die von Dr. Schöffler, die er kürzlich im ornithologischen Verein zu Leipzig vorgelegt hat. Die Beobachtung der Zugbahnen zeigt, daß die Vögel einerseits die hohe See möglichst umgehen, andererseits im Winter in der Richtung zur nächst wärmeren „wahren“ Isotherme ziehen. Auf den üblichen Temperaturkarten sind die Linien gleicher mittlerer Temperaturen (Isothermen) auf den Meeresspiegel reduziert, d. h. es werden die durch die Höhenlage bedingten Temperaturveränderungen in Abzug gebracht. So kommt es z. B., daß über die Alpen die Jahresisotherme von 12 Grad zieht; demnach haben die Alpen dieselbe mittlere reduzierte Jahrestemperatur wie Brest, Lyon, Triest, Semastopol. Der Vogel empfindet aber natürlich die wahren Temperaturen und meidet deshalb die noch kälteren Alpen, wenn er aus dem herbstlichen Deutschland kommt; er umgeht sie z. B. über Triest. Die Wanderung senkrecht zu den Isothermen und die Vermiedung des offenen Meeres findet ihre Ursache in den Nahrungsvorhältnissen, die direkt den Vogelzug herausschiden. Im allgemeinen findet der Vogel auf hoher See keine Nahrung, um so mehr längs der Küste; auch der Flug auf die wärmeren Temperatur ist durch die Nahrung bedingt. Zeigen doch pflanzenphänologische Karten, z. B. über den Beginn der Obstblüte, eine auffällige Uebereinstimmung mit Karten wahrer Temperaturen. Diese so einfache Theorie deckt sich auch gut mit der Einwanderungshypothese, wonach der Vogel im allgemeinen dieselbe Richtung auf dem jährlichen Zuge einschlägt, die seine Vorfahren bei Besiedlung des Gebietes genommen haben.

Völkerkunde

Die Gabeln der Menschenfresser. Von besondern Holzgabeln, die die Menschenfresser früher bei ihren scheußlichen Mahlzeiten benutzten, erzählt der englische Reisende Frank Burnett in seinem soeben erschienenen Buch „Sommerinseln von Eden“. Er hat lange Messen in der Südee und in Borneo unternommen und stieß auf der Hauptinsel der Fitz-Roy-Gruppe, Biti Peni, auf alte Menschenfressergeräte, darunter auf Holzgabeln, die nur bei einem Menschenfresserfest benutzt wurden. „Alle andere Nahrung“, erzählt er, „wurde mit den Fingern verspeißt, aber da das Berühren einer Menschenleiche die betreffende Person für eine Zeitlang „tabu“ machte, so wurde bei den Menschenfressermahlen die Gabel zur Notwendigkeit. Außerdem ging auch von dem menschlichen Fleisch, wenn es gekocht war, ein gewisses Verhüten aus, und da die Finger bei der Berührung ebenfalls zu leuchten begannen, so benutzten die Menschenfresser die Gabeln, um mit dem Menschenfleisch nicht in Verührung zu kommen.“

Der reelle Kaufmann.



Hee, junge Frau, vasschaffe, bei mir kenne streng reell kooßen. Ich bin keener von die, die jeden Tag die Preise ruffscheken. Ich sehe se bloß ruff, wenn der Dollar steigt oder wenn er fällt.